

Aus der Praxis der gesundheitslichen Volksbelehrung.

Von Statistiker Dr. Max Johann-Berlin.

In den Kreisen der Sozialhygieniker besteht darüber keine Diskussion mehr, daß die gesundheitsliche Massenbelehrung eines der wichtigsten Gebiete unserer Arbeit darstellt. Sozialhygienische Maßnahmen können auf die Dauer nur von Erfolg begleitet sein, wenn sie der verständnisvollen Aufnahme bei der Mehrzahl der Mitbürger sicher sind. Da — die heute leider — die Schule als Vorarbeit dafür, sowohl hinsichtlich des Verhaltens der Lehrer, nur sehr wenig geleistet, so ist es Sache jeden Sozialarbeits, der einen bestimmten Bezirk gesundheitslich zu überwachen hat, für die Belehrung der Bevölkerung über das Gebiet seiner Tätigkeit wie der sozialen Hygiene überhaupt zu sorgen. Trotz vieler gutwilliger Bemühungen von ärztlicher Seite ist nun vielfach zu beobachten, daß die Veranstaltungen, sagen wir ohne Scheu, der „Gesundheitskassette“ im vernünftigen Sinne, ersichtlich wenig Erfolg haben im Gegensatz zur Gesundheitskassette der Arzneimittelkonzerne und der Quacksalber und Heilpropheten. Es sei mir daher gestattet, mit einigen Worten auf die Erfahrungen einzugehen, die ich nicht so sehr aus einer großen Anzahl von einschlägigen Veranstaltungen, als vielmehr aus Gesprächen mit Zuhörern und Zuschauern über diese Veranstaltungen gemonnen habe.

Wenn die gesundheitsliche Belehrung, die ihrem Zweck nach nur Massenbelehrung sein kann, Erfolg haben soll, so muß sie den Gesetzen der Massenpsychologie Rechnung tragen. Wir haben — ob wir als Politiker, Pädagogen, Presseleute oder Hygieniker vor die Masse treten — stets mit folgenden vier Tatsachen zu rechnen:

1. Die Masse ist nur in sehr geringem Grade fähig zu abstrahieren. Praktisch genommen sollte man Abstraktionsfähigkeit überhaupt nicht voraussetzen. Das heißt: Wenn es gilt, irgendeinen Tatbestand, auch wenn dieser dem Herrn Doktor höchst einfach zu liegen scheint, zu erklären, so wähle man Beispiele. Das Erklären mit Begriffen allein ist nur dem verständlich, der gelernt hat, zu abstrahieren. Denn das Abstrahieren vom Gegenständlichen und Besonderen des einzelnen Beispiels ist Voraussetzung für das Begreifen einer Reihe von Begriffen. Man unterstütze daher seine Ausführungen durch Bilder. Darin, die Anschauung, den unmittelbaren optischen Sinnesindruck zu Hilfe nehmen, liegt die große Bedeutung der Tafeln, des Lichtbildes, des Films. Ich halte für das wichtigste Handwerkszeug bei Vorträgen nicht so sehr das Reden und Präsentieren von fertigen Lichtbildern, sondern die Tafel und die bunten Kreiden, mit deren Hilfe man ein Bild entstehen lassen kann (entsprechend die Tafel). Die Zeichnungen sollen so übersichtlich, also so einfach wie möglich sein. Das heißt: Alles Ueberflüssige, was nicht unbedingt zum Verständnis des behandelten Gegenstandes oder Zusammenhanges notwendig ist, hat fortzulassen. Nur kein Vollständigkeitswahn.

Der Akademiker hüte sich vor dem Gebrauch von allzuviel Fachausdrücken. Man glaube nicht, daß es hinreicht, die Fachausdrücke zu erklären. Eine einmalige Erklärung genügt nicht, um den Sinn der „Vokabel“ dem Laien so nahe zu bringen, daß er sich ihm erschließt, wenn er die Vokabel zum zweiten oder dritten Male hört. Es ist richtig, daß man Bedenken hat, die Fachausdrücke überhaupt zu vermeiden. Das Publikum hat ein Recht darauf, die Kunstsprache der Medizin, Biologie und Hygiene verstehen zu lernen. Die Geheimniskrämer der latinisierenden Ärzte hat in der Neuzeit nichts mehr zu suchen. Da andererseits zur Erfassung gewisser naturwissenschaftlicher Zusammenhänge auch bereits mehr Abstraktionsfähigkeit gehört, als man im Durchschnitt voraussetzen darf, muß man die Phantasie aufbieten, um anschauliche Uebersetzungen zu finden. Es hat mir einmal starken Eindruck gemacht, als der alte Meister Hallenberg in der Berliner Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt die „Lampe“ zur Hand als das „Spülwasser“ des menschlichen Körpers erklärte. So etwas vergißt man nicht.

8. Man rechne mit dem Verallgemeinerungsbestreben der Masse. Es besteht die Tendenz, Einzelfälle, die durchaus als solche gewertet werden müssen, eine viel größere Bedeutung beizumessen, als ihnen zukommt. Wir kennen das aus den Anfragen, die aus der Menge kommen: „Meine Groß-

mutter hat mal... In also nicht...“ Man vermeide dabei, diesem Verallgemeinerungsbestreben durch unvorsichtige Wahl der Worte und Sätze Nahrung zu geben. Sagi man in irgendeinem Zusammenhang: „Es schadet nichts, wenn man einmal...“, so kann man sicher sein, daß eine Anzahl Order ihren Bekannten und Freunden erzählen: „Der Doktor hat gesagt, es schadet nichts, wenn man...“
4. Es besteht die Neigung, die man schon beim Hochmann trifft, aus örtlichen und zeitlichen auf ursächliche Zusammenhänge zu schließen. Das „post hoc — propter hoc“ wurzelt in unserer intellektuellen Verfassung. Also: Wenn man etwa in einem Film über Geschlechtskrankheiten neben venereischen Erscheinungen Filgläuse, noch dazu in eindrucksvoller Mikroaufnahme, zeigt, weil die Filgläuse beim Geschlechtsverkehr auch übertragen werden können, so kann man damit rechnen, daß man zur Kolportierung, der Meinung beiträgt, Filgläuse verbreiten Geschlechtskrankheiten. Der Begleitvortrag zum Film kann dieses Resultat bestenfalls mildern, da der optische Eindruck des Bildes viel fester haftet als der akustische des Vortrages.

Soweit möglich das alles Dinge sein, die letzten Endes jedem Hygieniker bekannt sind, der im Popularisieren nicht ein den Wissenschaftsbetrieb entwürdigendes Geschäft sieht, sondern darin eine verantwortungsvolle Pflicht dessen erblickt, der mehr weiß, als der Durchschnitt seiner Mitbürger. Was dagegen der Mehrzahl unserer Ärzte und Hygieniker heute noch sehr fern liegt, ist die Verwirklichung der Beziehungen zwischen dem hygienischen Ideal und den sozialen und politischen Möglichkeiten, über die ich leider viele der Kollegen recht wenig Gedanken zu machen pflegen. Wenn etwa in einem Film über Säuglingspflege die Säuglinge in den fürstlichen Räumen des Auguste Victoria-Hauses auf eleganten Wickeltischen vorgeführt werden, so wird die Wirkung der Vorführung eines solchen Films in einem Proletariatsviertel — und der größte Teil der 80 Prozent unseres Volkes, die keine höhere Schule besuchen können, sind, wenn schon nicht nach ihrem Klassenbewußtsein, so doch gewiß nach ihrer Klassenlage Proletarier — nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich sein. Denn die proletarische Mutter wird mit Recht sagen: Wie soll man denn das machen?! („unserer!“). Und weiß sie das, was sie im Vortrag des von Aepfels begeisterten Herrn Doktor gehört hat, nicht durchführen kann aus Mangel an Geld, Zeit und Raum, so wird sie gar nichts tun. Zeigt man ihr dagegen die sachgemäße Vettung eines Säuglings, sagen wir, in einem Waschkorb, so wird sie das — vielleicht — zur Nachahmung reizen.

Es ist also notwendig, daß der sozialhygienische Populärator als Lehrer und Erzieher der Massen die Lebensbedingungen der Massen kennt, daß er sich nicht über diese Masse erheben glaubt, kraft seiner akademischen „Bildung“, sondern, daß er als Kamerad und helfender Freund in die Masse taucht und ihr Berater wird. Herr Dr. G. Madermann schreibt am 30. Oktober 1924 in Nr. 41 der „Sozialen Praxis“ einen Artikel über den Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches, daß es jedenfalls nicht der Beruf des Arztes ist, sich um wirtschaftliche Probleme seiner Patienten zu kümmern. Seine Aufgabe ist und bleibt die Ueberwindung von Krankheit und die Förderung der Gesundheit im Volk.“ (S. 938). Das denke ich mir, nach diesem Rezept, so: Ein tuberkulosekranker Patient kommt und bittet um Rat. Der Doktor sagt ihm — und wer wollte das medizinisch-gewöhnliche seines Ratsschlages bestritten: „Legen Sie sich jeden Vormittag und Nachmittag zwei Stunden hin, trinken Sie Milch und essen Sie gute Butter!“ Da sich der Herr Doktor „um wirtschaftliche Probleme nicht zu kümmern hat“, weiß er nicht, daß dieser Patient vier hungrige Kinder zu Hause hat, daß er mit diesen und der Frau in Wohnküche und Kammer „wohnt“, und daß er bei neunstündiger Arbeit in der Fabrik an der Dreifloß die Woche 25—28 Mark nach Hause bringt, sofern er nicht Kurzarbeiter ist. Der Herr Doktor weiß unter Umständen nicht einmal, was ein Dreher ist und was man an einer Drehschleife macht. Man darf aber nicht erwarten, daß gerade intelligente Patienten sich nach den Ratsschlagen eines Menschen richten, von dem sie das Gefühl haben, daß er die primitivsten Tatsachen des Lebens nicht kennt. Dasselbe gilt für die Volksbelehrung.

Wir haben mit der bebauerlichen Tatsache zu rechnen, daß gerade in Kreisen des aufgeklärten Proletariats das Mißtrauen gegen die Ärzte im Steigen begriffen ist. Hygie-

nischer Effekt aber ist nur zu sichern, wenn Verständnis für die sozialen Voraussetzungen unserer ärztlich gebotenen Maßnahmen bei der Kollegenchaft Platz greift, andererseits, wenn die Bevölkerung aus der Erkenntnis des Verständnisses das der Gesundheitslehre ihren Bedürfnissen und Lebensumständen entgegenbringt, wieder neues Vertrauen zur Ärzteschaft gewinnt. Es gilt hier, wie überall im öffentlichen Leben dem Quacksalbertum den Boden abzugraben durch Festigung des Vertrauens zu ärztlich begründeten Maßnahmen, nicht aber durch bloßes Redehalten und Gesagelordern gegen die Kurpfuscherei.

Ausschank von Alkohol an Betrunkene Straßas. Der Bussfeller K. in Berlin hat an einem Betrunkene Alkohol verschänkt. Er erhielt ein Strafmandat wegen Schankgewerbevergehens auf Grund des Rotgesetzes vom 24. Februar 1928 (Reichsgesetzblatt 1, S. 147) und wurde verurteilt. Wegen des Urteils, das vom Landgericht 1 Berlin, gefällt wurde, legte er beim Kammergericht Berufung ein. Die Berufung wurde auf Kosten des Angeklagten zurückgewiesen. In der Begründung gab das Kammergericht an, daß die Ausführung der Revision, nach der dem Angeklagten schon bei oberflächlicher Prüfung die Trunkenheit habe verborgen bleiben können, mit der Urteilsfeststellung des Landgerichts nicht im Einklang stände und daher nicht zu berücksichtigen sei. Die Anwendung des Rotgesetzes vom 24. Februar 1928 auf den Sachverhalt sei rechtlich nicht zu beanstanden, insbesondere sei der Begriff der Fahrlässigkeit hier nicht verkannt. Die Revision mußte deshalb als unbegründet zurückgewiesen werden.

Was bringen die Kinos?

In den Apollo-Kinoplätzen läuft zur Zeit ein äußerst interessanter Sensationsfilm „Die Insel der verlorenen Schiffe“. Demard, ein früherer Marine-Offizier, wird unter falschem Verdacht, nachdem er bereits einmal dem Zuchthaus entflohen, wieder verhaftet, und soll per Schiff dem Schaffot gefahren werden. Auf hoher See werden sie von einem Schiffbruch überrascht. Alle verlassen das Schiff. Nur Demard und der ihn begleitende Detektiv können sich durch unglückliche Umstände nicht retten. Das steuerlose Schiff wird der Insel der verlorenen Schiffe zugeführt. Was hier weiter geschieht, fesselt den Zuschauer derart, daß er keinen Blick von der Leinwand wenden möchte. — Im Beiprogramm läuft dann noch „Das Derby-Dog“ und die glücklichen Gewinner, ein Stück aus dem Leben, das durch seine Komik wahre Lachstürme erzielt.

Carolatheater-Kinoplätze. In den Carolatheater-Kinoplätzen gelangt seit gestern ein der gewaltigsten Werke der letzten amerikanischen Produktion, der neue große Fox-Film „Die Nacht des Inferno“ zur Aufführung. Dante Alighieri, einer der größten Dichter der Welt, hat in seiner wunderbaren „Eidyllischen Komödie“ prächtigste und hinreißende Schilderungen von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel entworfen. Der erste Teil dieses gigantischen Kunstwerkes, die Hölle (das Inferno) bildet den Hintergrund dieses phantastischen und spannenden Filmstückes. Dante läßt sich in seinem Meisterwerk durch den Geist des größten Poeten des Altertums, Virgil, durch das Reich des Höllenfürsten führen. Virgil zeigt seinem Schützling die furchtbarsten Qualen und Martern, die den armen, sündigen Seelen in der Hölle barren, die Folterungen und Bewisungen, die die Dämonen der Unterwelt an den Sündern vornehmen. Der Film beginnt und endet mit einer modernen Handlung und von Zeit zu Zeit werden wir durch die parallel verlaufene Handlung des Danteschen Meisterwerkes in das Reich der Unterwelt eingeführt. — Gibt es ein Leben nach dem Tode? Werden die, die auf Erden gesündigt, im Jenseits bestraft? Bringt Reichtum Glück? Das sind die Fragen, die in dem neuen großen Fox-Film „Die Nacht des Inferno“ aufgerollt werden. — Im zweiten Teil des Programms haben wir Gelegenheit Lucy Dornale in ihrem neuesten Film „Die suchende Seele“, einem Nordsee-drama zu bewundern. Der Eindruck, den dieser Film hinterläßt, ist ein starker und nachhaltiger. Gute Darsteller, straffe Regie, treffliche Innenarchitektur und eine vorzügliche Photographie müssen diesem Werke nachgerühmt werden, das in den Carolatheater-Kinoplätzen eines starken Erfolges sicher sein wird.

Lies Rainer.

Schlüssels einer Ehe von Beontine v. Winterfeld.
Copyright by Creiner & Co., Berlin W. 30.
(22. Fortsetzung.)

Im Park kam ihr Ernst entgegen.
„Wo bist du nur, Lies? Wir haben dich so gesucht.“
„Sie sah ihn an aus großen, irren Augen.
Dann sagte sie leise — so, als wüßte sie, daß sie sich zusammennähmen müßte:
„Ich habe nur Kopfschmerz, Ernst, und geh ein bißchen auf mein Zimmer, aber dann komme ich auch noch mal herunter — ja.“
„Wie ging an ihm vorbei — nach oben.
Der Doktor schüttelte den Kopf — besorgt, erstaunt.
Nach oben geht Lies Rainer — still, still, daß sie niemand hört. In ihr altes Mädchenstübchen mit den rosa Mussgardinen tritt sie leise über die Schwelle.
An der Wiege ihres Kindes kniet sie nieder. Noch einmal läßt sie seine Stirn — zum letztenmal.
Über sie ist Nacht.
Lies Rainer klagt nicht und weint nicht.
Denn sie will ja ihrer Liebe das größte Opfer bringen — das höchste, das je gebracht worden. Lies Rainer küßte ihr Kind noch einmal — noch einmal.
Sie kann nicht fort von ihm. Am Wiegenrand tastet sie sich hoch und wandt aus der Tür.
„Schlaf süß, mein Bub, mein Kleines — Mutter geht nun fort — für immer.“
Noch einmal reißt es sie zurück — noch einmal, muß sie ihn küssen — noch ein einziges Mal.
Kann preßt sie die Hände auf Herz und geht hinaus — leise, daß Didi nicht aufwacht — leise — leise.
Am Gartentimmer geht sie draußen vorbei. Da drinnen ist so helles Licht — so viele Leute — so viel Besuch. Ernst hat wohl gesagt, daß sie sich schlecht fühlt, da vermisst sie niemand — niemand.

Um Klavier sitzt Knut — Ellen geht daneben. So muß es sein — so muß es sein! Aus dem Lichtkreis, den die offenen Fenster weit hineinwerfen in den dunklen Garten, tritt sie schau in den Schatten zurück. Daß nur niemand sie hier sieht — o Gott — niemand! Nur eine Sekunde noch will sie hier stehen und Knuts Gesicht sehen — Knuts Gesicht.
Wie zwei große, brennende Flammen hängen ihre Augen verkehrt an seinem Gesicht.
So voll heißer, namenloser Sehnsucht — o, so voll Sehnsucht. Wer tut ihr das an, daß sie so von ihm gehen muß? So, ohne Absicht — ohne Lebenswohl? Sie taumelt auf und hebt die Arme in tödlicher Qual.
„O du — o du! Ich kann ja nicht von dir gehen und dich einer anderen lassen, und wenn es auch meine eigene Schmeichelei ist — denn du — bist ja meiner Seele König — meiner Seele Gott.“
Da taumelt sie auf. Und reißt sich los.
Knut soll ja glücklich sein — Knut muß glücklich sein!
Wie der Nachtwind rauscht in den Baumkronen! Wie finster es hier ist in der uralten Buchenallee. Aber sie kennt ja Weg und Steg, schon von Kindheit an.
Und da ist die Steinbank, die alte, treue. Die wird nichts verraten — gewiß nicht. Wie die Wellen hochgehen in der See — wie das drällt und schäumt! Da ist der Gang und da die Einfriedigung mit der Warnungstafel. Niemand wird Verdacht schöpfen — niemand!
Denn bei der Dunkelheit kann man leicht strahlen und den Weg verfehlen — ganz leicht. Da ist denn nachher ein Unglück geschehen — ein Fehltritt. — Jetzt ist sie jenseits der Einfriedigung — jenseits der Warnungstafel.
Wie der Sand rieselt unter ihren Schritten, wie die Erdschollen in die Tiefe rollen! Wie die Brandung schäumt in der Tiefe da unten und hoch leckt an den Felssteinen. Dies Rainer faltet die Hände. Ihr Auge

sucht den Abendstern — vorwärts wandern ihre Füße.
„Vergiß mir, mein Gott, was ich heute tue. Aber sein Blick will ich bauen — sein Blick muß ich schätzen. Zu viel bin ich jetzt auf dieser Welt. Raum muß sein für eine andere — damit er glücklich wird, damit —“
Dampf barst die überhängende Erdbwelle unter ihren Füßen.
Wie die Schollen hinabrollen in den Schlund!
Wie der weiße Licht hoch springt da unten und dann alles verschlingt!
Am Himmel sieht winkend der Abendstern, als hätte einer ein Opferfeuer angezündet da oben. —
24. Kapitel.
Hell leuchtet der Kronleuchter in der Gartenstube. Leuchtet hernieder auf all die hohen, ahnungslosen Gesichter. Knut und Ellen spielen noch immer zusammen. Die anderen ergehen sich schweigend im Garten. Aber es ist windig geworden. Der Jugwind wüßt die hundert Dampfböden in den schwankenden Zweigen. An das Klavier tritt Ernst, hager, blaß wie immer.
„Knut, verzeihe, wenn ich dich störe — aber willst du nicht einmal mit mir zu Lies hinaufgehen? Sie fühlte, daß so schlecht vorhin, vielleicht kann ich helfen. Ich möchte ihren Puls fühlen, sie könnte doch Fieber haben und —“
Knut steh ihn nicht zu Ende reden. Er sprang hastig auf, mitten im Stuhl.
„Lies ist esend? Über das sagst du mir jetzt erst? Ich dachte, sie wäre beim Jungen, darum suchte ich sie nicht. Ja, komme schnell mit.“
Er stürmte nach oben. Ernst langsam hinterdrein. Als auf sein Klopfen an der Tür keine Antwort kam, klopfte er leise auf und sah hinein. Das Zimmer war leer. Er atmete tief befreit auf.
„Wie ist ja garnicht oben, Ernst, was fragst du mich ja. Sie wird unten bei den anderen sein.“
(Fortsetzung folgt.)